

J. J. Bänninger : I.

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Pädagogischer Beobachter : Wochenblatt für Erziehung und Unterricht**

Band (Jahr): **6 (1880)**

Heft 40

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Pädagogischer Beobachter.

Wochenblatt für Erziehung und Unterricht.

Herausgegeben von einem Konsortium der zürcherischen Lehrerschaft.

Neue Folge. VI. Jahrgang.

ZÜRICH, den 1. Oktober 1880.

Nro. 40.

Der „Pädagogische Beobachter“ erscheint jeden Freitag. — Einsendungen sind an die Redaktion, Inserate an die Expedition zu adressiren. Abonnementspreis franco durch die ganze Schweiz: jährlich Fr. 4. —, halbjährlich Fr. 2. 20. Inseratgebühr: 15 Cts. (12 Pfg.) die dreigespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Abonnements-Einladung.

Mehrfach geäußerten Wünschen entsprechend nehmen wir auf das mit heute beginnende vierte Quartal direkt an uns zu richtende Bestellungen an, denen Fr. 1. 20 in Briefmarken beizulegen sind.

Die Expedition des «Pädagogischen Beobachter»: Buchdruckerei Schabelitz in Zürich.

J. J. Bänninger.

I.

Der treue und tapfere Schulmann, der vortreffliche Lehrer, der feinfühlig Dichter gemüthvoller Kinderlieder, der «gute Kamerad» aller redlichen Leute, unser vielgeliebte Freund, dessen tragisches Ende so manches Herz bis in's Innerste erschütterte, verdient es wol wie kaum ein Zweiter, dass wir seiner in diesen Blättern liebend gedenken und der Lehrwelt einige Züge und Bilder aus seinem Leben und Wirken vorführen, welche uns, seinen nähern Freunden, in der Erinnerung haften oder von ihm selber uns aufbewahrt worden sind.

Joh. Jakob Bänninger ist geboren in Embrach den 24. Juli 1821. Seine Eltern lebten in sehr bescheidenen Verhältnissen; immerhin mussten die zahlreichen Kinder keinerlei Mangel leiden. Er erinnerte sich aus seinem dritten Lebensjahre, dass ihn die grössere Schwester ein paar Mal «zum Probieren» in die Schule nahm, was ihn ganz ernst stimmte, und ihm eine merkwürdige Ehrfurcht vor der Schule und dem Schulmeister einflößte. Der eigentliche Eintritt in die Schule geschah im 5. Jahre. Den Eindruck, welchen die letztere in ihm hinterlassen, schildert Bänninger selbst etwa folgendermaassen: «Wenn damals die meisten Schulen auf dem Lande schlecht waren, so war es die unsrige in erhöhtem Grade. Jahr aus, Jahr ein wurde mit den Kleinern buchstabirt, mit den Grössern mechanisch im Katechismus, in der «Zeugniss», im Waserbüchlein und im Testament gelesen; die Antworten im «Lehrmeister» und das ganze Waserbüchlein auswendig gelernt, das Auswendiggelernte zwei Mal in der Woche hergeplappert: und dies Alles, ohne dass ich mich erinnere, ein einziges Wort der Erklärung gehört zu haben. So konnte ich den ganzen Katechismus und das Waserbüchlein vom ersten bis zum letzten Wort auswendig; aber ich verstand von Allem gewiss eben so wenig, als wenn mir jetzt eine Abhandlung in hebräischer oder griechischer Sprache vorgelesen würde. Vom Rechnen war in unserer Schule keine Rede. Zifferschreiben von 1—10 war Alles, und mehr hätte in diesem Fache auch nicht gethan werden können; denn dem Schulmeister selbst war das Rechnen ein unbekanntes Gebiet. Zum Glück

wuchs ihm ein Sohn heran, der, nachdem er einige Zeit in Kloten und Eglisau Unterricht genossen, in Nebenstunden, in der sogenannten Nachtschule, Rechnungsunterricht ertheilte. Sprachunterricht wurde ebenfalls nicht getrieben, es wäre denn, dass man das Abmalen von Buchstaben und religiösen Sentenzen auf Tafel und Papier und das mechanische Lesen des Geschriebenen als solchen bezeichnen wollte. — So wurden die im Kinde schlummernden Geisteskräfte gelähmt und abgestumpft statt angeregt und belebt.

«Entweder reden die wider Wissen und Gewissen, welche die alte Schule als Beförderungsmittel für Religiosität und Gemüthlichkeit preisen, oder sie kennen diese alte Schule nicht. Vor lauter Religion, die man da in die Kinderherzen zu pflanzen glaubte, wurden diese für religiöse und sittliche Gefühle unempfindlich gemacht. Ich bin überzeugt, dass in der Schule, wie sie jetzt ist, ein Kind in der zweiten Klasse einer bessern Einsicht in religiöse Dinge sich erfreut, als ich einst in meinem 12. Jahre. Wären mir nicht aus dem Munde der Mutter einige Belehrungen zugekommen, so wäre ich vollends ohne alle Erkenntniss und Einsicht geblieben.»

Neben der Schule fand das Gemüth des Knaben reichliche Nahrung und das Phantasieleben konnte sich frei und ungestört entwickeln. Jakob war ein gutes Kind, dessen höchstes Glück darin bestand, die Zufriedenheit der Eltern zu verdienen, und diese hinwieder liessen den Kleinen frei gewähren und die Kinderfreuden voll und ganz geniessen. Er konnte im Walde herumerschweifen, die wilden Spiele, die ein Kindergeschlecht dem andern überliefert, mitmachen; er ward vom «Samichlaus» beschenkt und kannte auch den herrlichen Osterhasen. Der Vater muss etwas davon gewusst haben, was Kinder glücklich macht: Bänninger erinnerte sich dankend daran, wie er ihm einst ein kleines Fach Reben zugeeignet. Ein grösseres Glück lasse sich nicht denken, als das war, welches der Knabe durch den eingebildeten Besitz dieses Grundstückes in sich empfand.

... «In einer Ecke der Wohnstube verweilte das Kind wol bei tausend Stunden. Da verfertigte es in Form eines Häuschens einen Stall für papierene Ziegen. Am Morgen war das erste Geschäft, nachzusehen, ob Alles im Stall in Ordnung sei.» An die Mittheilung dieser Jugenderinnerung knüpfte Bänninger die Bemerkung: «Mögen sich Eltern nie das Geld reuen lassen, das sie für Spielsachen ihrer Kinder ausgeben. Wenn ich mich erinnere, wie übergücklich ich war, eine Pfeife, eine Flinte oder andere solche Dinge zu bekommen, so fühle ich mich noch jetzt zum Dank gegen meine Eltern verpflichtet, dass sie mir dieses Glück nicht vorenthielten.»

Das Mangelhafte der Schulbildung konnten die guten Eltern leider nicht ergänzen, da sie selbst in ihrer Jugend

einen wo möglich noch schlechtern Unterricht empfangen hatten. Sie konnten weder schreiben noch Geschriebenes lesen, und sie beklagten es oft bitter, nicht besser gelehrt worden zu sein...

Es folgten auf die Alltagsschulzeit drei Jahre mit noch spärlicherem Unterricht, eine Periode, in welcher der Knabe fast ausschliesslich den Eltern bei ihren ländlichen Arbeiten behülflich sein, Holz sammeln und Gras jäten musste. «Vom Bücherlesen,» sagte er, «wusste ich nichts. Ich hatte auch keine, als die verhassten alten. Dessenungeachtet fing mein Geist an, nach und nach aus seinem Trägheitsschlummer zu erwachen. So weiss ich, dass, nachdem eine Tochter bei uns gestorben und ich deren Grabschrift gelesen hatte, ich mich angetrieben fühlte, auch eine solche Grabschrift zu machen, die freilich sonderbar genug lautete. — Während ich diese Schrift «dichtete», sollte ich nach dem Auftrage der Mutter Feuer im Herd machen, die Erdäpfel zu kochen. Ich vergass aber diesen Auftrag ob meinem eifrigen Studium, und als die Mutter vom Felde kam, war in der Küche noch Alles, wie sie es verlassen hatte. Sie wollte zornig werden, da las ich ihr die gemachte Grabschrift — und sie weinte Freudenthränen.»...

«In unserm Dorfe war man von jeher für Alles, was nicht gerade in der nächsten Nähe geschah, so gleichgültig, dass ich mich nicht erinnere, auch nur das Geringste von der Volksbewegung im Jahr 1830 gehört zu haben.» — Als in Folge derselben im Herbst 1833 ein neuer Lehrer nach Embrach kam, liess Bänninger mit Bitten nicht nach, bis die Eltern ihm den Besuch einiger Stunden in der Schule desselben bewilligten. Diesem Lehrer (Herrn Syfrig, nachher in Thalweil) verdankte unser Bänninger die erste eigentliche Geistesanstrengung. Er freute sich über jeden Augenblick, den er in der Schulstube zubringen durfte und verslang jedes Wort, das aus dem Munde des geliebten Lehrers kam. Der Schüler machte auch rasche Fortschritte; — aber leider kehrte Hr. Syfrig schon 1834 in's Seminar zurück und der Nachfolger hielt es für unstatthaft, dass der grosse Knabe die Alltagsschule besuche. Später, unter Hr. Volkart, ging Bänninger in die Repetirschule und lernte in der Nachtschule tüchtig rechnen. Sehr charakteristisch für das Wesen unsers Freundes sind folgende Bemerkungen, die er selber über diesen Abschnitt seines Jugendlebens macht:

«Fast leidenschaftlich liebte ich in allen meinen Sachen Ordnung und Reinlichkeit. Für meine Kleider hatte ich ein besonderes liegendes Kästchen. Alle Kleidungsstücke reinigte ich selbst (natürlich mit Ausnahme des Waschens). Schön zusammengelegt, brachte ich sie in jenen Behälter, deckte sie vor Staub zu bewahren, ein Tüchlein darüber, und sah dann gewiss fast täglich nach, ob etwa nicht durch Jemand die Ordnung gestört worden sei. Auch gab ich mir alle Mühe, dass um's Haus her und im Stall Alles schön geordnet und reinlich sei. Am Samstag Nachmittag war ich gewöhnlich 1—2 Stunden früher als sonst zu Haus, um auf den Sonntag schön aufzuräumen. Ich trieb es in dieser Hinsicht so weit, dass meine Eltern mir Vorwürfe machten. Ich verderbe und schädige durch das Kehren mit dem Besen die Strasse um das Haus, sagten sie. Man könne leben, ohne Alles so schön und reinlich zu haben. Aber ungeachtet solcher Bemerkungen seitens der Eltern und Nachbarn trieb ich's in meiner gewohnten Weise weiter. Diese Vorliebe für Ordnung und Reinlichkeit habe ich heute noch nicht verloren. Bei einem bunten Durcheinander in meinen Sachen würde ich mich nie recht wol befinden. Mögen Andere hierüber denken, wie sie wollen: ich qualifiziere diese meine Eigenart nicht als einen Fehler.»

Eröffnungsrede zur Lehrersynode in Wald, gehalten vom Präsidenten, Hrn. Professor Vögelin.

I.

Ich benütze die laut dem Synodalreglement dem Präsidenten obliegende Eröffnungsrede, um in kurzen Worten das Andenken eines der ersten Geister der deutschen Nation, Gotthold Ephraim Lessing's, zu feiern. Die äussere Veranlassung dafür liegt in dem Umstand, dass gerade vor hundert Jahren diejenige Schrift Lessing's erschienen ist, welche mehr als irgendeine seiner andern Kundgebungen sich dem Gebiet des Unterrichtswesens nähert, seine Sätze über die Erziehung des Menschengeschlechtes. Wol mag es einer Versammlung, wie die unsere, geziemen, sich der hundertjährigen Wirkung jenes epochemachenden Werkes zu erinnern.

Aber auch abgesehen von dieser einzelnen Schrift Lessing's liegt es einer Vereinigung von Schulmännern und Schulfreunden nahe, sich mit dem Manne zu beschäftigen. Ist doch Lessing, wie kaum ein anderer unserer grossen Volksbildner und Literaturhelden, den Fortschrittmännern und Freidenkern aller Stände und den dieser Richtung ergebenden Lehrern insbesondere, vielzitiert Wortführer, höchster Inbegriff der Geistesfreiheit, letzte Autorität ihrer eigenen Gedanken geworden.

Freilich läuft es nicht ohne empfindlichen Widerspruch ab, denselben Mann zum Vorbild der Geistesfreiheit und zugleich zu einer bindenden Autorität zu machen; und man kann beifügen, dass gerade Lessing mehr als jeder Andere dem Versuch widerstreitet, aus seinen Aussprüchen ein System, aus seinen Gedanken eine Dogmatik zu formiren.

Es ist unbestreitbar: Wer nur die freidenkerischen Aussprüche Lessing's zitiert, zitiert nicht den ganzen Lessing, sondern nur Eide Lessing's wunderbaren Mannes, der eine andere Seite seiner tief sinnigen Natur mit nicht geringem Gewichte entgegensteht.

Lessing hat sich von früh auf viel mit religiös-philosophischen Problemen beschäftigt. Er war ein Kind des von den englischen und französischen Freidenkern angeregten XVIII. Jahrhunderts, dessen Endergebniss — abgesehen von den Bibel- und Kirchengläubigen — für die Einen ein materialistisches, für die andern ein rationalistisches Glaubensbekenntniss war. Die Einen, welche in dem naturwissenschaftlichen XIX. Jahrhundert in den Materialisten eine verwandte Erscheinung finden, die sogen. Sensualisten, läugneten Alles über die Sinnenthätigkeit und die sinnliche Beobachtung Hinausgehende. Die andern, die Rationalisten, deren Denkart noch vielfach unter uns fortlebt, nehmen gewisse höhere Prinzipien, namentlich eine sittliche Weltordnung an, die in der Gerechtigkeit Gottes und der Freiheit des Menschen ihren Ausdruck, in der Unsterblichkeit des Geistes ihr Ziel finden sollte. Aber die ganze Welt war durchaus mechanisch vorgestellt. Um keinen Preis durfte der Schöpfer in ihren Lauf eingreifen. Offenbarungen, Wunder, kurz alle unmittelbaren Bezeugungen einer doch persönlich gedachten Gottheit waren streng ausgeschlossen. Was als solches sich ausgab, war bei einer pietätvollern Auslegung der Urkunden Missdeutung natürlicher Vorgänge, für die radikalere und populärere Erklärung einfacher Pfaffen betrug.

Lessing nun stellte sich von Anfang an dieser Zeitrichtung und Modephilosophie auf's Bestimmteste entgegen. Der Protest und Kampf gegen sie durchzieht seine ganze schriftstellerische Thätigkeit. Anstatt mit der Mehrzahl der Aufgeklärten über die religiösen Ueberlieferungen als über alberne Märlein zu spotten, bemühte er sich in denselben einen tieferen Sinn zu finden und liess sich's angelegen sein, die kirchlichen Lehrern als den modernen rationalistischen Auslegungen und Systemen an Verstand zehnfach überlegen nachzuweisen. Diese Thätigkeit Lessing's, welche eben in der „Erziehung des Menschengeschlechtes ihren Gipfel erreicht“, war also eine durchaus positive, in ihrer Opposition zur Zeitphilosophie konservative.

Und doch war in Lessing's Natur nicht die leiseste Ader von christlichem Autoritätsglauben; eher kann man von ihm von Anfang an eine bis zur Ungerechtigkeit gegen das Christenthum gesteigerte Sympathie für das Judenthum finden. Seine ersten nennenswerthen Schriften sind zwei Lustspiele, 1749, also in seinem zwanzigsten Jahre geschrieben. Das eine, betitelt „Die Juden“, ist schon ganz das Vorspiel zu dem dreissig Jahre später von Lessing gewissermassen als sein Testament verfassten „Nathan“. Schon hier wird der Werth der Religionen, der Vorzug der einen vor der andern nicht etwa mit den Orthodoxen in der authentischeren Beglaubigung oder mit den Rationalisten in dem höhern Grad ihrer Verständigkeit